



Blick vom Mirador del Fin del Mundo auf die zerfurchten Badlands in der Nähe von Granada

816 Kilometer durch Hitze, Staub und Schotter. Unser Autor hat an einer berühmten Extrem-Radtour durch Andalusien teilgenommen und festgestellt: Das Glück kommt, wenn man so richtig am Ende ist

VON BJØRN ERIK SASS

An einer langen staubigen Piste mitten im kargen, trockenen südspanischen Spätsommer steht endlich ein Baum, der ein wenig Schatten wirft. Da halte ich und stütze die Ellenbogen auf den Lenker. Kurz raus aus der Sonne. Neben meinem Vorderrad leuchtet etwas Grünes. Es ist ein M&M von der Sorte mit der Erdnuss. Es kommt der Gedanke, ihn aufzuheben und zu essen. Er sieht vollkommen sauber aus und gut in Form. Warum ist der nicht geschmolzen in dieser Hitze? Mein eigenes Gehirn fühlt sich an, als würde es an den Rändern immer wackeliger. So ein M&M, das wäre Trost gegen die Mühsal hier draußen. Ich habe aber nicht die Kraft, mich danach zu bücken, und fahre schließlich weiter. Wie mich diese Tour bereits am zweiten Nachmittag so weichkochen konnte, erzähle ich aber besser von vorn.

Gestartet sind wir am Vortag morgens um acht Uhr in Granada. Da stehe ich mit knapp 350 anderen Teilnehmerinnen und Teilnehmern vor dem Kongresszentrum. Über den Platz wabern Vorfreude und Aufregung. Die fühle ich auch, dazu aber Bammel. Die Badlands Bike Challenge ist meine zweite Extrem-Radfahrer-Erfahrung. In mein erstes Rennen bin ich unbedacht und leichten Herzens hineingegangen. Jetzt habe ich das Gefühl, ich müsste unbedingt im Zeitlimit finishen, um mir zu beweisen, dass ich hierhergehöre. Maximal fünf Tage und sechs Stunden darf ich also brauchen für die 816 Kilometer und knapp 15.000 Höhenmeter.

Von Granada aus wird es in einer Schleife durch Andalusien gehen, zuerst nach Nordosten, hinunter ans Meer, durch Almería und über die Höhen der Sierra Nevada zurück nach Granada, durch die einzige Wüste Europas, gelegentlich auf Asphalt, meistens auf Schotter, auf grobem, knochenschüttelndem Schotter, auf sandigem, Kraft schluckendem Schotter und manchmal sogar auf Premium-Schotter.

Der Veranstalter hat eine Standluftpumpe bereitgestellt. Viele prüfen noch einmal den Luftdruck ihrer Reifen, als hätten sie das nicht schon gestern und vorgestern gemacht. Wieder und wieder klackern Schuhe mit ihren Klickpedalsolehnen Richtung Toiletten. Ich schaue mich um. Ist hier jemand, an dem ich mich orientieren kann? Ich bin seit vier Tagen in Granada, nahm auf meinem brandneuen Gravelbike an den gemeinsamen Aufwärmfahrten teil, den *social rides*, und lernte bei Alhambra-Bier andere Fahrer kennen. Doch niemand war dabei, der mir so anfängerhaft vorkam wie ich. Gut möglich, dass das vor allem an meinem Blick auf mich lag, so viel immerhin habe ich, 58 Jahre alt, inzwischen über mich und mein Zutrauen in mich selbst verstanden.

Wir starten neutralisiert, das heißt, bis zur Stadtgrenze setzt ein Polizeiwagen an der Spitze das Tempo, dann erst beginnt das Rennen. Schnell zieht sich die Masse weit auseinander; ich fühle mich nicht mehr gedrängt oder gezogen und kann so in meinem eigenen Tempo fahren. In Schleifen geht es aufwärts in die Sierra de Huétor. Viel Wald, Pinienduft in der Luft, glatter, schneller Schotter, der gleichmäßig knistert unter den Reifen wie Champagner im Glas.

An einer Tankstelle am Osthang des Höhenzuges die erste Pause. Zwei Teilnehmer legen schon wieder los. Wir wünschen

uns gegenseitig viel Erfolg. Es gibt drei Fanta Zitrone, leider nichts zu essen. Wir fahren *self-supported*, tragen also alles bei uns, was wir unterwegs brauchen, und dürfen uns nur dort nachversorgen, wo alle Zugänge haben. Für die ganz große Not habe ich Kohlenhydrat-Gels bei mir.

Bald schiebe ich zum ersten Mal. Es geht eine Rampe hinauf, nur 700 Meter lang, aber mit durchschnittlich 15 Prozent, an den entscheidendsten Stellen über 25 Prozent Steigung.

Die Badlands-Route variiert leicht von Jahr zu Jahr, aber Abschnitte wie dieser Aufstieg sind immer dabei. Vielleicht könnte ich ihn auch fahren, aber ich will mich schonen, denn es kommen noch reichlich Höhenmeter, und später kraftlos aufgeben müssen, weil ich an so einem kurzen Stück zu viel Energie verbrate, würde mich wahnsinnig ärgern.

Mit mir starten drei andere hinauf. Zwei fahren glatt durch bis oben, der dritte wird langsam und langsamer und fällt schließlich um wie ein Baum, ohne rechtzeitig auf seinen Klickpedalen zu kommen. Wir kichern zusammen.

Oben auf dem Mirador del Fin del Mundo öffnet sich der Blick auf die Landschaftsform, die dem Rennen ihren Namen gegeben hat. Denn diese Badlands heißen nicht so, weil sie sich an den gleichnamigen Nationalpark in South Dakota anlehnen und damit wild wirken wollen: Badlands sind Gegenden mit Gesteinen und Böden, die leicht erodieren. Regen, selten, aber stark, und Wind schneiden tiefe Rinnen und Canyons hinein, und dann sieht das genauso spektakulär zerfurcht und unwegsam aus wie hier.

In Gorafe pünktlich zur Abendbrotzeit ein Restaurant. Zu zehnt sitzen wir dort. Ich bekomme *patatas fritas* und *boquerones*. Am Nebentisch sitzt Cara Dixon, die Vorjahressiegerin der Frauen. Sie hat aufgegeben. Keine Panne, keine Verletzung, sie fühlt sich mental nicht bereit, sich dem auszusetzen, was da noch kommt, sagt sie. Ich könnte jetzt denken, auweia, wenn die das sagt, wie soll ich denn bereit sein. Aber das Essen, der sensationelle Sonnenuntergang, die schon geschafften Kilometer, ich fühle überhaupt keine Lücke für Zweifel. Eine Schwedin denkt laut darüber nach, auch aufzugeben, weil sie ihre Frontleuchte in dem Gerüttel der Pisten verloren hat, aber ich habe zwei Akkuleuchten in Reserve dabei und kann ihr eine schenken. An der *fuenta*, der öffentlichen Wasserquelle am Sportplatz, fülle ich meine Vorräte auf und fahre in die Nacht.

Viel sehe ich nicht von der Gorafe-Wüste in der Dunkelheit, aber auch das wenige, was mein Scheinwerfer aus dem Schwarz herauschneidet, ist zum Niederknien schön. Karg, wild zerklüftet, still – und ein weiter, sternentübersäter Himmel darüber. Nachts Rad zu fahren,

wo kein Auto stört und kein Zivilisationslichtgewitter, ist großartig. So viel Platz, so wenige Reize.

Um vier Uhr morgens, durchgefahren bis jetzt, erreiche ich Gor. Im Dorf haben sie Begrüßungsbanner aufgehängt, Dorfläden und Dorfkneipe sind 24 Stunden geöffnet. Es gibt einen Teller Nudeln, Kaffee, Fanta Zitrone, ein Klo. Der Spielplatz neben der Kneipe ist zum Teil mit weichem Kunstrasen ausgelegt. Dort liegen Radfahrerinnen und Radfahrer. Einige legen sich hin, so wie sie sind, damit sie bald vor Unbequemlichkeit aufwachen und schnell weiterfahren können. Andere wickeln sich in Rettungsdecken, die gewichtsparendste Schlafset-Variante. Einige packen Schlafsäcke aus. So mache ich das auch, wasche mich sogar an der *fuenta*, ziehe saubere Klamotten an und stelle den Wecker auf in zweieinhalb Stunden.

Ich möchte so wenig wie möglich schlafen, aber mich in der Zeit so gut wie möglich erholen, und das geht besser, wenn ich mich sauber fühle. Die ersten 40, 50 Kilometer am nächsten, dem zweiten Tag kommen gut aus den Beinen. Nach 24 Stunden im Rennen habe ich die ersten 250 Kilometer hinter mich gebracht. Damit bin ich etwa in der Mitte des Feldes. Zur selben Zeit hat der spätere Gewinner, Rick Steffen, allerdings schon mehr als doppelt so viel Strecke auf der Uhr.

Es folgt ein endlos langer Aufstieg. Nun wird an der sportlichen Betätigung in den Bergen ja allgemein gern die überragende Aussicht gelobt. Dem kann ich nach dieser Erfahrung nur noch bedingt beipflichten. Ja, schon hübsch, aber wenn eine Piste sich Kurve um Kurve um Kurve so einen Höhenzug hinaufwindet, dann siehst du doch nach 20 Minuten nichts Neues mehr. Die Wüste nachts, wenn ich fast gar nichts sehe, ist viel schöner als diese Berge tagsüber. Ich beginne, das mental herausfordernd zu finden. Es ist heiß und staubig.

Einmal gibt es für 20 Kilometer einen richtigen Schotterradweg entlang einer Schlucht, da können wir einmal richtig ballern. Dann kommen wieder andere Abschnitte durch längst trockene Flussbetten. Die mäandern, da gibt es ständig wechselnden Untergrund, große Steine, losen Sand, man kann nicht laufen lassen, sondern muss aufpassen.

Irgendwann an diesem zweiten Nachmittag, keine Fanta Zitrone in Aussicht, schleicht sich mir zum ersten Mal Zermürbung ins Gemüt, und dann stoße ich im einzigen Schatten seit Kilometern auf den einen grünen M&M und fahre eben doch weiter, weil nützt ja nix.

Warum so Urlaub machen, warum sich selbst so wehtun? Weil die Pein vorübergeht, das immerhin

weiß ich, und jenseits davon liegt eine Schönheit, die ich nicht aus dem Auto heraus erfahre.

Die Landschaft ändert sich. Rollende Hügel, Heide, Flechten, dramatisch hingeworfene Formationen nackten Felsens, ich dächte an Schotterland, wären es nicht knapp 40 Grad. Weiß stechen die Anlagen des Calar-Alto-Observatoriums aus der Landschaft. Nach langer Abfahrt großes Klassentreffen beim Imbiss vorm öffentlichen Schwimmbad von Velefique: Bestimmt 20 von uns sitzen da, wir trinken, essen, putzen und ölen unsere Ketten und sind uns einig, das war ein *shitty, tough day*.

Die Nacht verbringe ich in Uleila del Campo am Fuße der Sierra de los Filabres in meinem Schlafsack auf dem Dorfplatz. Der Sieger hat inzwischen übrigens das Ziel erreicht, nach insgesamt gerade einmal 38 Stunden. Ich hätte noch länger geschlafen, werde aber von einem Klopfen geweckt: Über Nacht haben sich hier noch mehr Fahrer versammelt. Einer riecht gegen halb sechs, dass in der Bäckerei gebacken wird. Der Laden ist noch geschlossen, darum klopf er und bittet, vorzeitig zu öffnen. Das macht die gute Frau, und dann sitzen wir zu sechst in der Dunkelheit im warmen Wind auf dem Platz mit frischen Kuchen und Croissants und kalter Cola, zwei Briten, ein Ire, ein Pole, ein Pakistani und ein Deutscher, und es ist mindestens in diesem Moment kein Rennen, sondern ein gemeinsames Abenteuer, auch wenn wir uns darin nur kurz begegnen.

Noch ein Tag mit viel Klettern, mit viel Hitze und mäßigem Fluchen in den Wind durch die Tabernas-Wüste. Es gibt immer wieder Momente, in denen ich meine Entscheidung, so meine Ferien zu verbringen, gründlich bescheuert finde. Warum muss ich mir unbedingt etwas beweisen? Aber nach jedem anstrengendsten Abschnitt kommt wieder eine Strecke, in der das Rad leicht läuft und die Beine sich mühelos bewegen und der Hinterrad perfekt auf dem Sattel ruht und der Rücken entspannt ist.

Als die Route das Meer im Norden des Parque Natural Cabo de Gata-Níjar erstmals kurz streift, springe ich hinein, und am nächsten Morgen gleich noch einmal. Ein bisschen bohrt deshalb in mir das Gefühl, kein richtiger Rennen-Fahrer zu sein. Und ich bin es vielleicht auch nicht, ich will meine Belohnungen schon zwischendurch, nicht erst hinterher. Ich kann mich quälen, ich will das Ding in der Zeit schaffen, aber ich will auch etwas sehen. In dem Dorf Fernan Perez, weiße Häuser allesamt, ist die Stimmung abends so zauberhaft auf dem Dorfplatz vor der Bar, da würde ich auch sitzen und etwas essen, wenn ich keinen Hunger hätte.

Hinter Almería geht es, man muss es so dramatisch sagen, brutal bergauf. Endlos, steil, rumpelig, staubig und heiß. Macht gar keinen Spaß. Gegen Mitternacht notcampiere ich neben der Piste, weil ich nicht mehr sicher fahre. Aber dann geht es abwärts und nur noch ein paar Mal und nicht mehr so arg aufwärts, und als ich dann Granada tatsächlich im Zeitlimit erreiche und meine Finisher-Plakette unterhalb der Alhambra überreicht bekomme und überwältigt und gerührt und stolz bin, habe ich, Menschen sind so blöd, längst vergessen, wie anstrengend das Ganze war und wie sehr ich mir schwor, nie wieder so etwas zu machen.

